

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Band: 26 (1943-1944)
Heft: 31

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine
Schweizerischen Zivilen Frauenhilfsdienstes

Verlag: Gesellschaft Schweizer Frauenblatt, Zürich
Inseraten-Annahme: August Fisse U.-G., Stodertstrasse 64, Zürich 2, Telefon 72975. Postfach-Nr. VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Wintertsur AG., Telefon 22252. Postfach-Nr. VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Inserationspreis: Die einseitige Zeilen-
meterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für
die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland /
Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp.
Schiffrechtlich 50 Rp. / Keine Verbind-
lichkeit für Placierungsvorschläge der In-
terate - Inseratenabschluss Montag abends

Abonnementspreis: Für die Schweiz per
Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30
Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—
Eingel-Nummern kosten 20 Rappen / Erschät-
lich auch in sämtlichen Bahnhöfen-Kiosken /
Abonnements-Einschaltungen auf Postchek-
Konto VIII b 58 Wintertsur

1. August 1944

Der Krieg hat sich so sehr verdichtet, daß wir in immer kürzerer Fahrt dem Par-tarakte zugutreiben scheinen, auf einem Strom von Blut und Tränen. Wenige von uns kennen den Krieg und seine ungezählten Verheerungen aus eigener Anschauung. Nur vom Hören und Lesen, aus dem Spiel unserer Vorstel-lung erleben wir das Grauenhafte oder aus Anteilnahme am Schicksal anderer. So bleiben wir unbewußt und gehen dennoch im Banne des Ungeheuerlichen durch jeden einzelnen unserer Tage.

Darum fällt es schwer und tief dem Gefühl entgegen, einen Tag einzufaden, der in seiner Festlichkeit mit früheren Bundesfeiertagen Ähnlichkeit haben soll. Selbstam wird es sein, die leuchtenden Fahnen flattern zu sehen, als gelte es Freude. Heimat — wir nehmen dieses geliebte Wort seltener in den Mund als in den letzten Jahren; denn mit dem Begriffe leben wir nun eng verflochten. Jeder Tag, der wir, die wir uns in die Schuld der Menschheit einbezogen wissen, haben Widerstände in uns zu überwinden, aus dem nicht mehr Begehren, sondern zur täglichen Bemühung Gewordenen wieder ein Veredetes zu machen. Und doch werden wir, wenn dieser 1. August anbricht, uns aus dem stummen Regir der Arbeit erheben, um dem Ewigigen ins Antlitz zu sehen. Unser Herz leidet nach der ewigen Quelle. Daß wir sie rein und unbewehrt fließen lassen, das mag unser 1. August 1944 werden.

Heimat — nur dann ist sie es uns, wenn sie im Schatten göttlicher Heimat steht, die keine Grenzen kennt und alle Völker umfaßt. In aller Vertrautheit ist sie uns wie das Banner am Turm das noch Innerliche, das Zukünftige. Sie will von uns erschaffen, gestaltet sein, immer neu, in einer Welt, die ihrer Gestalt von Jahrhundert zu Jahrhundert, rascher jetzt, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ändert. Alles Be- stehende ist heute in einen ungeheuren Schmelz- tiegel geworfen. So sorgfältig wir Schweizer Grenzen und Luftraum bewachen, so sind wir doch genau wie die Völker alle in den Um- schmelzungsprozeß einbezogen. Aber nicht will- lenlos wollen wir uns der Umwandlung hinge- ben, sondern wie Menschen, die die Hand des Höchsten an sich spüren fühlen. Als unberrück- bare Sternbilder müssen wir die göttlichen Ord- nungen in unserem Blute tragen. Nur anfangen können wir die große Arbeit des Ordens nach diesem Krieg, können unseren Weg durch die schrecklicheren Drahtverhänge von Haß, Vergeltung, Rache, Schmerz und Heimatlosigkeit bahnen. In die Hände unserer Kinder werden wir Laß um Laß legen müssen. Sie auf das rechte Erbe zu verweisen, ist zugleich unsere Aufgabe; denn neue Würdevollheit, engere Schicksalsverbundenheit, größere Verantwortlichkeit des einen für den an- deren wird Ziel auch der Völker sein müssen. Wie sehr wir Gott danken, daß wir im Frieden

An das Schweizervolk

Es entspricht dem am Bundesfeier- tag immer aufs neue in Erinne- rung gerufenen Wappspruch der Männer vom Mittel: „Einer für alle, alle für einen“, daß auch dieses Jahr vom Bundes- feier-Komitee eine Sammlung zugunsten eines wohltätigen, gemeinnützigen Zweckes durchgeführt wird. Ihr Ertrag soll 1944 dem Schweizerischen Roten Kreuz zugute kommen. Keine andere Zweckbestimmung würde im gleichen Maße den besondern Verhältnissen und Anforderungen der ge- genwärtigen außerordentlichen Zeit Rech- nung tragen.

Der Aufgabekreis des Schweizerischen Ro- ten Kreuzes hat durch die besondern Be- dürfnisse, die durch den Krieg herbeige- rufen worden sind, eine beträchtliche Er- weiterung erfahren. Dieser Tätigkeit kommt eine erhöhte Bedeutung zu. Wäre das Rote Kreuz nicht schon vor dem Kriege vorhanden gewesen, so hätte zweifel- los eine ähnliche staatliche Einrichtung seit- her geschaffen werden müssen. Obgleich es eine private Institution ist, erfüllt es gerade in der Kriegszeit eine Reihe von Aufgaben, die im Grunde genommen Sache der Allgemeinheit sind.

Umso mehr verdient das Rote Kreuz un- sere Sympathie und tatkräftige Unterstüt- zung. Welch wichtige Rolle ihm gerade während der Mobilisation unserer Armee zukommt, geht daraus hervor, daß es dem Armeesanitätsdienst das gesamte freiwillige Pflegepersonal und Spitalmaterial zur Verfügung stellt. Darin liegt auch eine un- entbehrliche Vorstufe für den Kriegesfall. Das Rote Kreuz widmet sich weiter der stän- digen Verbesserung der Ausbildung der

Krankenschwestern. Es hat auch den Mut- terbedienst organisiert, und zwar nicht nur für die Armee, sondern auch für die Zivilbevölkerung. Seit der Mobilisation ent- fällt das Schweizerische Rote Kreuz auf dem Gebiete der Soldatenfürsorge und der Flüchtlings- und Interniertenhilfe eine gegenwärtige wie fruchtbare Initiative.

Seine Tätigkeit bleibt nicht auf die Schweiz beschränkt. In Verbindung mit dem internationalen Roten Kreuz hat es seine Dienstleistungen durch die Veran- staltung von Kinderhilfsaktionen in Frankreich, Finnland, Belgien, Serbien, Kroatien, Griechenland und Italien auf das Ausland ausgedehnt und dadurch viel Kriegsgnot und Leid gemildert.

Die Bewältigung dieser stark gesteigerten Aufgaben erfordert vermehrte finanzielle Mittel, die nur durch freiwillige Beiträge aufgebracht werden können. Dem Schwei- zervolk bietet sich Gelegenheit, anlässlich der Bundesfeierammlung erneut seine menschenfreundliche Gesinnung zu bezeugen und dem Roten Kreuz für seine eble, dem Schweizernamen zur Ehre gereichende Tätigkeit Dank und Anerkennung zu zollen. Gewiß haben viele, an die sich dieser Appell richtet, mit den eigenen Sorgen und Nöten genug zu tun. Solange wir aber das unermessliche Glück haben, von den Schrecken des Krieges verschont zu bleiben, hat immer noch ein jeder die Mög- lichkeit, sein Scherlein an die Hilfe zu- gunsten aller jener beizutragen, die vom Kriege ungleich härter getroffen worden sind.

Dr. W. Stampfli
Bundespräsident

Antwort auf ein Telegramm

Der Bund Schweizer Frauenvereine und der Verband für Frauenstimmrecht hatten an Frau von Horthy ein Telegramm mit der dringlichen Bitte gerichtet, sich persönlich für die verfolg- ten Juden in Ungarn einzusetzen. Sie sind nun im Auftrage der Kabinetts-Kanzlei des Reichs- verwalters telegraphisch informiert worden, daß Frau von Horthy alles in ihrer Macht stehende un- terwid, um den Geboten der Humanität Ge- lung zu verschaffen.

Der Waadtländer Schild

1859

In der Brücke zu Kaufonne
Sünet der Wappenschild von Waadt,
Darauf „Baterland und Freiheit“
Froh das Volk geschrieben hat.
Erzogenen glanz das Wappen,
In der Sonne strahlt die Schrift;
Nob schrieb man in Helvetien,
Und von Eilen war der Stilt!

Siehn im regen Bräudenwandel
Walef sich ein schönes Bild;
Liebend hebt ein kleines Dirndchen
Seinen Bruder vor den Schild,
Lehrt ihn schreiben jene Worte
„Freiheit“ und das „Baterland“!
Und sie führt des Knäbleins Finger
Mit der wenig größern Hand.

Und sie lenkt den zarten Finger
Am Metall hinauf, hinauf,
In den sonnbüchigen Zeichen,
Die das große Rom uns gab.
Und wie von der Kinder Loden
Gold in Gold zusammenfließt,
Von der Wangen Freudenröte
Kof' an Hofe blähen spricht.

Aber auf derselben Brücke
Geht ein einsam fremder Mann,
Wandelt mit ergauntem Haare
Still und küßt in Acht und Bann;
Er gemahrt das Spiel der Kleinen,
Krafter liegt gleichig sein Blut,
Doch um schmerzhaft zu klagen
Um verlorenes höchstes Gut.

„Welche Worte seht ihr schreiben
Hier die Unschuld und das Glück!
Weshool werden sie mein Schönen,
Frankenland! zu dir zurück!
Was mir dort in Blut und Grauel
Im Verrat zusammenbrach,
Lehret hier ein Kind das andre,
Singt der Vogel auf dem Dach!

„Ist denn euer Himmel blauer,
Schweizer! goldner eure Korn?
Sind denn lauter eure Brunnen,
Eure Rosen ohne Dorn?
Glück und Unschuld, ach! sie bauen
Wohl allein der Freiheit Reich!
Ob ihr schuldlos seid — nicht weiß ich's —
Doch geeignet seht ihr euch!“

Gottfried Keller

Erinnerung an Ferdinand Yacon, französischer Re-
publikaner, 1848 Mitglied der provisorischen Regie-
rung, lebte seit dem Staatsstreich von 1852 im schwei-
zerischen Exil und starb in Lausanne. Er war es, der
auf der Brücke die zwei Kinder sah.



Ein heiterer Roman von A. E. Monti.

Vergesslich: Herrs Verwunderung umgibt der junge Albert Pfäfer nicht, denn seiner Zierde die Schauspielerei. Sie besagte ihm nicht un-
freundlich. Und unentwundert aber verhält sie der Schauspielerei. Eben-
marter, welcher in dem Jüngling einen gefährlichen Rivalen erblickt. Eben-
marter wurde ihm ein Streich gespielt, daß er insofern der ersten Enttäuschung
nur noch nicht anstatt singen kann. Wo ist Erleichterung? Da für Monti be-
trübt?

Zehn Minuten später hielt der Tag vor einer
Vorhänge. „Da ist er!“ sagte der Wirt und zeigte auf einen
graubärtigen Mann, der allein an einem Tische saß.
„Herr Carl Banoni?“ fragte Albert.
„Was wollen Sie?“ brummte der Sänger.
„Wir wollen Sie abholen. Sie müssen mit uns
ins Theater kommen und den Marzetto singen. Der
Tag wartet draußen.“

„Ich singe nicht!“ erklärte der Mann brüsk und
winkte dem Kellner.
„Aber Sie haben doch Herrn Dübelsbeiß zugeagt,
Herr Banoni!“

„Ich hab's mir anders überlegt“, antwortete der
Sänger. „Ich singe nicht!“

Er schlug mit seiner ungeheuren Faust auf den
Tisch und schaute seinen jungen Besucher wütend
an. Plötzlich jedoch glätteten sich seine Züge und ein
nachlässiges Lächeln huschte über sein Gesicht.
„Nichts für ungut, junger Mann. Trinken Sie
und lassen Sie mir ein wenig Gesellschaft!“

Albert begann Gewissensbisse zu empfinden. Es
war nicht zu leugnen, wenn die Vorstellung abge-
brochen werden sollte, so war das allein seine Schuld.
Seine Nachacht war gut gelungen, doch solche Folgen
hatte er nicht bedacht. Nun waren die Vedragten
den alle Mitglieder des Ensembles, inklusive Wirt.
Er fand es lächerlich, daß gerade dieser verlogene
Kerl die Hilfe bringen sollte. Er betrachtete verflohen
den ins Glas starrenden Sänger und flüsterte plötz-
lich vor sich hin:
„Der Agent hatte doch recht. Ich habe die Wette
verloren...“

„Wie...?“ sagte Banoni, der plötzlich hellwach
war. „Was haben Sie gesagt?“

„Ach, nichts“, meinte Albert leichthin. „Ich sprach
von einer Wette, die ich verloren habe. So ein
schmieriger Agent, hat nämlich behauptet, nun...“,
es ist ja egal...“

„Was hat er behauptet? Daß ich... daß ich meine
Stimme verloren hätte, wie...?“

„Ja, irgend so etwas hat er dahergeredet. Ich
habe Sie früher oft gehört und habe ihm geant-

wortet, daß man eine solche Stimme nicht plötzlich
verlieren könne, und daß Sie heute noch alle Ze-
nüre des Landes in die Tische flüchten, wenn...“

„Tu ich auch!“

„Ich weiß es... Doch... die Wette hätte ich
verloren!“

„Was für ein Kerl hat das behauptet? Etwa der
Armin Bepf?“

„Ja!“ log Albert.
Banoni knirschte hörbar mit den Zähnen und
ballte die Faust. „Gehen wir!“ rief er zwischen den
Zähnen hervor. „Sie sollen Ihre Wette nicht ver-
lieren! Ich tue es nicht! Ihrem schäbigen Direktor
gucke nur Ihre Brettergenue ich's, junger Mann,
Hören Sie?“

Schwerfällig erhob er sich und ließ sich in seinen
Mantel helfen. Schwiegend folgte er dem jungen
Mann, der die Wette schnell, bevor sich Banoni
anders beginnen konnte, in das wartende Auto
schleppte.

„Gott sei Dank, daß Sie gekommen sind!“ rief
Nicola seinem Rettungengel entgegen, doch der
würdigste ihm keines Blickes, sondern knappte nur an
ihm vorbei.

„Wieviel Zeit haben wir?“ knurrte er.

„Nächstens zehn Minuten!“

Da umringelten die Garderobiers den Antömmfling
und rissen ihm die Kleider vom Leib. Einer schmuckte,
einer frickelte ihn, einer postete ihm die Stiefel an,
einer zwängte ihn in die Käftung hinein. Banoni
ließ alles stumm mit sich geschehen, und erst als

mit Ach und Krach sein Bauch in die enge Käftung
placiert war, knurrte er: „Einen Cognac!“

„Wieder Gott!“ höhnte Nicola. „Er ist ja schon
jetzt völlig betrunken! Die Leute werden wiehern,
wenn sie dieses Schnapsmaß erblicken!“

Der Agent traste sich nachdenklich das Kinn.

„Ja, dieser Banoni hat sich fast verändert. Ich
habe ihn vor drei Jahren selbst gehört. Damals
war seine Stimme noch ganz passabel. Jetzt scheint
er mir allerdings noch ganz unten zu sein.“

Er verknümmte, ba der Kofel jetzt in der Garder-
obentür erstickt und sich gegen die Bühne hin
bewegte.

„Gleich wird er hinfallen“, flüsterte der bestürmte
Direktor. „Schnell, wenn er mir nur nicht auf offener
Bühne hinplumpft!“

Aber Carl Banoni fiel nicht hin. Langsam Fuß vor
Fuß gehend, bewegte er sich wie ein Baby, das gehen
lernt.

„Herr Banoni!“ rief ihm Nicola nach. „Soll ich
von der Vorhang treten und anfragen, daß Sie die
Hölle überrennen haben?“

Er nickte, und als Nicola durch den Vorhang
schlüpfte, um den Rollenwechsel anzufordern, bis er
liegen und lauschte angepant. Dann huschte ein
Lächeln über sein Gesicht. Die Zuschauer applau-
dierten, als sie seinen Namen hörten. „Sie haben
mich nicht verzeihen“, flüsterte er. „Sie meinen mich,
lieben mich.“

Dieser Applaus wirkte gleich einem Lebenselixier
auf ihn. Mit einem Mal schien er verändert, ver-

Frauenorganisationen als Ausdrucksform politischen Wirkens

Was das Bild der „Frau von heute“, der „Frau von morgen“, anbelangt, geht seit einiger Zeit ein merklicher Wandel durch die Mütterwelt. Er blüht ein, daß die moderne Frau vor allem auch durch ihre Eigenart als juglicher Organisation gekennzeichnet sei.

Da heißt es etwa: „Die Organisation, dieser Vorkämpfer der Gegenwart, entspricht nicht dem Leben, normalisiert alles Künftige.“ Die offiziellen Organisationen haben manche hilflose Frauen ab. Es sind Maschinen, und die Helferin ist ein Rad im Nebenwerk. — Und im übrigen hat dieser Krieg wieder gezeigt, daß sich die Frauen nie und nimmer organisieren lassen. Organisation ist dem Weibe der Frau im Inneren anzuhaben. —

Verartige Meinungen wollen scheinbar die Eigenart der Frau, ihre Interessen befürworten. In Wirklichkeit aber sind sie denjenigen gerade entgegengesetzt. In Form dieser Schlagwörter läuft eine ganze Herde trojanischer Pferdchen herum. Was das trojanische Pferd zu bedeuten hat, weiß man: „Die Trojaner waren mit Windheit geschlagen und führten das Ungeheuer jubelnd auf den heiligen Berg“, wo dann als bald die feindlichen Krieger aus dem Pferd herausstiegen und die ahnungslosen Bürger erlöbten.

Der Begriff „Die Frau von heute und morgen“ hat suggestive Kraft. Wer möchte sie — übrigens mit vollem Recht — nicht auch verkörpern? Aber hätten wir uns vor der Gedankenlosigkeit, durch diese Meinung unmerklich mit dem, uns in die Schuhe geschobenen, Charakterzug der „Organisationsfähigkeit“ zu identifizieren und damit schließlich noch selbst an ihn zu glauben. Diese Beurteilung ist nicht nur grundlos, sondern auch gefährlich. Wenn die Frauen sich selbst von ihrer „Organisationsfähigkeit“ überzeugen lassen, so würden sie damit die Waffe, welche der wirklichen weiblichen Eigenart Geltung verschafft, nämlich den Willen zur Vereinigung der Frauen, aus der Hand sinken lassen.

Anstatt uns, von Blindheit geschlagen, ins eigene Fleisch zu schneiden, wollen wir lieber die Augen öffnen und diese trojanischen Heerlein noch vor den Mauern unserer Stadt ein wenig unter die Lupe nehmen.

Natürlich bermag die Frau in ihrem persönlichen Kreis durch unmittelbares Wirken so viel — und fluecht damit indirekt zum Wohl des Ganzen, der Allgemeinheit bei — das sind doch die Worte, mit welchen man die Frauen von ihrer Organisation abzulernen versucht. Sie sind recht und gut, aber damit ist eben nur ein Teil der im Interesse der weiblichen Eigenart erprobten Aktivität der Frau im Dienste der Gemeinschaft gemeint. Neben den Aufgaben, welche jeder Frau auf Schritt und Tritt erwachsen, gibt es eine Anzahl von Aufgaben, die nur eine Gemeinschaft von Frauen bewältigen kann. Und dann darf vor allem auch nicht vergessen werden, daß es eine soziale, wirtschaftliche, politische Verbesserung der Lage der Frau in erster Linie durch gezielten weiblichen Willen, also durch Verbände von Frauen, erreicht werden kann.

Die „Frau von heute“ und die „Frau von morgen“ möchte auch außerhalb der engeren Gemeinschaft, der Familie, ihr weibliches Wesen

in weiteren Gemeinschaften kraftvoll entfalten und damit überhaupt ihre Persönlichkeit und ihre persönlichen Möglichkeiten.

Viel weniger als man glaubt, wird nun dieser Boden der persönlichen Entfaltung nicht von den Einzelnen geschaffen. „Schmiedin ihres Glückes“ ist die Einzelne weit nur innerhalb eines von anderen Kräften bestimmten Spielraumes. Wer die Bedeutung der weiblichen Organisationen unterschätzt, begeht den Irrtum, nicht in Betracht zu ziehen, daß der heutige bereits erweiterte Spielraum weiblicher Möglichkeiten, weit davon entfernt, eine Selbstverständlichkeit zu sein, ja gerade zu einem beträchtlichen Teil ein indirekter Erfolg weiblicher Organisationsfähigkeit ist.

Darum lerne sie aus der Vergangenheit für die Zukunft. Die Vereinigung der Frauen ist eine wirksame Waffe, dieses Ziel einer erweiterten Entfaltung herbeizuführen.

Selbstverständlich gibt es kurzweiligere Stunden als an einer Vereinsigung, selbstverständlich präsentiert sich bei vielen anderen Arbeiten deren produktiver Wert schneller und sichtbarer. Aber wer möchte denn den Weg, welcher ihn zu der Verwirklichung der Grundgedanken einer größeren persönlichen Entfaltung führt, nicht beschreiten, weil er einige notwendige Umläufe beschreitet.

Zusammenschluß, Bund, Vereinigung bewirken Einigkeit. Einigkeit macht Kraft. Nicht nur die Männer, auch die Frauen. Der Zusammenschluß ist eine ununterbrochene Kraft. Sie ist größer als die Summe der Kräfte der einzelnen Beteiligten. Das Verbünden erzeugt eine Konzentration von Willenskraft, welcher auf der anderen Seite, das heißt bei den nicht Verbundenen, nur einer Verringerung der Willenskraft gegenüber steht. Darum auch die Durchschlagkraft der wirklich auf Ziele freudigen Vereinigungen. Sie organisieren ist das wunderbarste Werkzeug, mit welchem eine verhältnismäßig kleine Anzahl von Persönlichkeiten immer wieder ihren Willen gegenüber einer gleichgültigen oder auch ungünstig gestimmten Majorität durchsetzen kann. Die geschichtlichen Beispiele dafür sind ungezählt. Uns Schweizerinnen liegt dieser Satz das aller nächste Beispiel noch näher als jeder: Die Geburt und die Entwicklung der Eidgenossenschaft zeigt bis auf den heutigen Tag für die Kraft des Bundes weniger Menschen gegenüber einer riesigen Außenwelt.

Darum möchten wir gerade am 1. August die Lehre beherzigen, welche der Bundescharter uns Frauen noch im besonderen erteilt. Er zeigt uns doch, daß sich die Frauenkräfte vereinigen müssen, wenn sich der geantwornten und selbstigen Eigenart der Frauen größere Geltungsbereiche öffnen sollen.

Unsere Frauenorganisationen haben aber, solange die Schweizerinnen noch nicht Aktivbürgerinnen sind, außer der Bedeutung als kraftvolles Mittel zur Erweiterung des weiblichen Geltungsbereiches noch einen anderen tiefen Sinn.

„Der Frauenverein“ heißt es allenthalben immer und immer wieder, „der Frauenverein“. Nun gibt es ja in der Schweiz keinen „Frauenverein“, sondern einfach die einzelnen Vereinigungen von Frauen, welche teils von Dachorganisationen umfaßt werden. Und dennoch ist „der Frauenverein“ ein Begriff, welcher einer merkwürdigen Respekt einflößt, eine Macht, die in Betracht gezogen wird.

Nun, „der Frauenverein“ ist nichts anderes als Bezeichnung für das in der Schweizerrassen lebende Prinzip einer Einigung von Frauen, ein gemeinschaftliche überpersönliche Zweck, die unser Zusammenleben nahelegt, zu verwirklichen. Dieses Prinzip ist nichts anderes als der Wille zu politischer Zusammenarbeit der Frauen auf dem-

kräftiger Basis. Die Frauenvereine sind bis heute dessen einzige realisierte Gestalt — aber er ist damit immerhin in Erscheinung getreten. — „Der Frauenverein“, dieses mythische Gebilde, ist, wenn man sich so ausdrücken darf, eine Art Parallelstaat der Schweizerinnen zum Staat der Schweizerinnen. Mit der Gründung von Frauenvereinen haben auch einmal die Frauen, das sonst von Männern befolgte Rezept der Staatlichkeit beherzigt. „Der Frauenverein“ stellt den Eidgenossen die „Eidgenossinnen“ gegenüber.

Parallelstaat — man hört den Ausdruck nicht gern. Am allerwenigsten sicher aber die Frauen. Denn seit Jahrzehnten ist ja ihr schlichter politischer Wunsch, daß unser nationales Gesamtgesellschaften in einer Weise geordnet wird, welche den Frauen ebenfalls sämtliche politischen Wirkungsmöglichkeiten gibt.

Demokratische! Am 1. August wird dieses Wort in Tausenden von Gemeinden mit tiefer Ueberzeugung und hinreißender Begeisterung ausgesprochen. Möchte es doch in den Herzen so lebendig werden, daß über kurzem aus den zwei Millionen Schweizerinnen auch „Eidgenossinnen“ würden, daß die Frauen voll und ganz Bürgerinnen würden.

Hundert Jahre Diakonissenhaus Bern

Am 25. Juli feierte das Diakonissenhaus Bern sein hundertjähriges Bestehen. Seine Gründung beruht auf einer Frau, die mit unermüdlicher Energie und Unlust aus kleinen Anfängen ein Werk aufbaute, das in den vergangenen 100 Jahren unendlich viel Segen ausgeübt hat. Wir entnehmen dem Bericht von Diakonisse Lydia Locher einige Angaben über die Entstehungsgeschichte, wobei uns besonders auch ihre Angaben über die Gründerin, Sophie von Wurttemberg, interessieren.

„Es war am 25. Juli 1844, als ein armer Tagelöhner die Stadt Bern mit einem zweifelhafteigen Karren überfuhr, auf dem einige alte Weibchen mit Kindern saßen. Ich habe mich an dem Karren abgemerkt und besonders acht, da alle murrende Weibchen keine besondere Auszeichnung ausübten. Aber auf dem Karren lag etwas, welches das höchste Auge nicht zu übersehen und die geschickte Hand nicht zu fassen vermochte — ein Senforn! Und dieses Senforn wuchs so, daß es nach fünfzig Jahren seine Aeste und Zweige über drei Länder ausbreitete. Der Karren mit dem unglücklichen Senforn hielt still in der Harbergasse Nr. 36 (jetzt 26). Die wenigen Betrüde bildeten mit einigen alten Weibern den Anfang des Hauses.“

So zählte 1894 Vater Dänbiller mit wenig Strichen den Anfang des Berner Diakonissenhauses. Zum Jahre 1899 wurde im Schloss Mühlhofen bei Bern ein Mädchen, Sophie von Wurttemberg, geboren. Ihr Vater war Oberst und Landvogt, Geheimschreiber und Kenner von sieben Sprachen, die Mutter, eine geborene von Barren, frühere Hofdame der Prinzessin von Oranien. Sophie wurde vom Vater erzieht und in größter Einfachheit erzogen.

Als fünfjähriges Mädchen liebte Sophie ihre Puppe immer wieder krank werden und pflegte, wusch und badete sie, bis die Puppe verblüht war. Als junges Mädchen beachtete sie arme Kranke und warde sich den Jücker für sie von Wunde ab. Der größte Teil ihres Tagesvergnügen war monatlich fünfzig Franken der Puppe zu zahlen. Dafür schämte sie sich nicht, abgelegte Kleider ihrer Freundinnen auszutragen.

Mit diesen Freundinnen gründete sie einen Frauenverein. Die Mitglieder besuchten arme Kranke und brachten ihnen Lebensmittel, Kleider, Holz und Bettwäsche. Bald aber zeigte sich die Notwendigkeit, Kranke zur Pflege aufzunehmen. So entstand in einer Hinterhauswohnung mit einem größeren Zimmer und drei Stubben das kleine Spital, von dem oben die Rede war. Sophie wurde von ihren Freundinnen zur Leiterin bestimmt; sie hatte Fieberkranken entlassenenes Diakonissenhaus in Rapperswil und viele christliche Pflichten in England kennen gelernt. Mit nur einer Wagg begann sie, die vornehme Patrizierin, die Kranken zu pflegen und den Haushalt zu führen. Eltern und Verwandte entrüsteten sich und luden sie davon abzuhalten. Aber sie blieb fest. Nach einem Jahr trat die erste Diakonisse, Margarethe Schwegler, ein. Nur langsam folgten weitere; nach zehn Jahren waren es bloß sieben Diakonissen. Nach und nach, als der Widerstand gegen die sogenannten „Reichweibern“ nachließ, wurden Diakonissen in Spitalen

Nachrichten der Woche

Inland

Am der Erinnerungsfest für die Schlacht bei Dornach sprach Bundespräsident Dr. Stammli und betonte die Notwendigkeit der gegenseitigen Rücksichtnahme, der Solidarität und des Vertrauens zwischen Regierung und Volk.

Wegen der Unzureichlichkeit der Behandlung der ungarischen Juden haben ferner protestiert der Kirchenausschuss des Kantons Glarus, der bernische Synodalkonvent; weiter die schweizerische Lebensrettergesellschaft und die Studenten der Universität Zürich, die an den Unbesatz, die zunehmende Wirtschaftlichen demoralisierung gegen die unglücklichen Ereignisse im Namen der Christlichkeit und Menschlichkeit bei der deutschen Regierung scharf zu protestieren.“

Der neue schweizerische Gesandte in Großbritannien, Minister Paul Kieffer, ist mit Gemahlin in London eingetroffen.

Der neue französische Gesandte für die Schweiz, der Schriftsteller Paul Morand, hat sein Amt in Bern angetreten.

Anfolge der sehr intensiven Tätigkeit allierter Bomber in Ostdeutschland sind zahlreiche Bomber zur Notlandung in der Schweiz übergegangen, einige sind abgestürzt.

Inseln

Das deutsche Nachrichtenbureau gab Kunde von einem Bombenattentat auf Reichsstatthalter Dietrich, in dessen Umgebung 13 hohe Militärs verlegt wurden. Er selbst trug nur leichte Verletzungen davon und hielt folgende Tages eine Rede an die Soldaten. Das Kommando über hohen Militärs zur Luft gelang, der Altmeister, Herr Graf v. Stauffenberg, wurde erschossen. Strenge Maßnahmen zur Vermeidung des Herzes und der Verwaltung wurden sofort ergriffen. Die oberste Leitung der „Seitwärts“ wurde dem Innenminister und Reichsminister Himmler übertragen. Das neue Amt des „Reichsbediensteten für den totalen Kriegseinsatz“ wurde an Goebbels gegeben, dem der Auftrag erteilt ist, den gesamten Einsatzapparat (Wohn, Hof, öffentl. Anhalten und Betriebe usw.) einem noch tieferen Totalerfolg aller Menschen und Maschinen für den Krieg unterzuwerfen.

In der deutschen Wehrmacht ist an Stelle des abgemündeten militärischen Trübes der Hitlerjugend eingeführt worden.

Präsident Roosevelt wurde im abendigenher Mehrheit von der demokratischen Partei der Vereinigten Staaten für eine 4. Wahlperiode zum Präsidentschaftsamt kandidiert.

Das ganze japanische Kabinett Tojo ist zurückgetreten, der japanische General Kato gab eine Erklärung ab, mit welcher er sich von der Vereinigten Staaten für eine 4. Wahlperiode zum Präsidentschaftsamt kandidiert.

Der französische Teil von Sinesingal am Genfersee wurde als „Verwaltungsmaßnahme“ von „Sinesingal-Verbands“ durch Genf zerstört, das Vieh weggeführt, die Menschen, soweit sie nicht fliehen konnten, deportiert. Der Ort ist zerstört und menschenleer.

Kriegsgefangene

Die russische Regierung hat die deutsche Diktator in voller Ausübung. Die Russen erobern u. a. Ostrow, Cholm, Lublin, Brest, Stanislaw, sie haben Lemberg umgangen und ihre Verbunden haben 60 Kilometer vor Warschau. Die Verluste der Deutschen in den letzten 30 Tagen sollen 300 000 Tote und 150 000 Gefangene betragen; die Deutsche an Kriegsgefangenen ist enorm.

Drei große Kesselkämpfe sind im Gange, die sich um die Gebiete von Dinaburg, Bialystok und Lemberg drehen.

Frankreich. Westlich von St. Lo finden erbitterte Kämpfe statt. Starke deutscher Widerstand macht sich bemerkbar.

Italien. Die Alliierten haben das stark verteidigte Ancona eingenommen, ebenso Ancona. Marina di Vico ist erobert, französische Truppen haben knapp 20 Kilometer vor Florenz.

Asien. Amerikanische Truppen landen auf der Insel Guam.

Luftkrieg. Die intensive Tätigkeit der alliierten Bomber geht u. a. Zelen in Kiewburg, Schweinfurt, Friedrichshagen, Augsburg, München, Koblenz, Straßburg, Mainz, Saarbrücken, Leipzig, Regensburg, Berlin, Kiel, Frankfurt, Aachen, Bielefeld, Göttingen. Vermutlich wurde Tilsit von russischen Bombern getroffen.

Die deutsche Flugelbombe schädigt anbauender London und Südbangalore.

ZÜRICH

St. Peterstraße 8 Zentrale Lage
Tel. 577 22

Hotel Augustinerhof

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
gepflegte Küche
Leitung: Schweizer Verband Volkswirtschaft

Berichtigung

Leider hat in Nr. 30 im Artikel „Enzlich“ der Passus über die Juden an einigen Stellen Mißverständnisse herorgebracht. El. S. legt Wert darauf, ausdrücklich festzustellen, daß sie niemals schweizerische Verbündete im Auge gefaßt hat und mit diesem Passus lediglich die nationalsozialistische Einstellung kennzeichnen wollte, was leider zu wenig zum Ausdruck gekommen ist und was sie ausdrücklich bedauert.

„Es war ein saurer Tag, ich weiß. Aber ich ärgerte mich so mahnunghaft über Pragmarter, wie er das plötzlich aufbaute und unsern schönen Nachmittag stören wollte. Ich konnte wirklich nicht wissen, daß wir ein Gemüter kriegen. Ich wollte ihn nur ein wenig lächerlich machen.“

„Ich möchte Ihnen eigentlich böse sein“, meinte Rita, „denn Sie haben uns in eine schreckliche Situation gebracht. Aber Sie haben dann alles wieder herausgerufen durch diesen Banon.“

„Ein herrlicher Sänger, nicht wahr? Viel besser als Pragmarter.“ Doch diesen letzten Satz schenkte sie nicht zu hören.

„Ich habe mich über Pragmarter auch geärgert. Wirklich lächerlich, daß er uns nachkommen ist! Ich kann Herumplanieren nicht leiden.“

„Ich auch nicht Gerade deshalb wollte ich ihm eine kleine Aktion erteilen. Außerdem wollte ich mit Ihnen allein sein.“

„Sei zwei Tagen hörte ich von Ihnen nichts das selbe. Sie wollten mit mir allein sein. Nun, jetzt sind wir allein. Was haben Sie mit also zu sagen?“

„Er trat einen Schritt näher: „Ich liebe Sie wahnsinnig.“

„Wie soll ich Ihnen das glauben? Sie kennen mich ja gar nicht. Sie wissen nichts von mir. Und ich weiß nichts von Ihnen. Soll ich Ihnen vielleicht sofort um den Hals fallen?“

„Ja!“ rief Albert begeistert. „Ihm war plötzlich zu-

mut, als wäre das Schwermot gefallen, auf das er schon fünf Jahren gewartet hatte.

„Er beugte sich wieder zu ihr und preßte seinen Mund an ihren Mund.“

„Man muß sich vor Augen halten, was das für einen Nebenbenedict! Das erste Mal, als er sich mit solchen Herabgedanken einem Mädchen näherte, wurde er ausgelacht, das zweite Mal verlangte man unerbittlich Bezahlung von ihm, und das dritte Mal wurde er sogar zu Polizeigewalt verurteilt. Aber jetzt hatte er es erreicht! Es war wie ein Ritterkutsch, der ihm von seiner Herrschin erteilt worden war. Es blitzte in ihm. Oh, dieser Kuß, er wollte ihn ausdehnen in alle Ewigkeit.“

Doch da schillte die Klingel. Rita sprang auf.

„Ich muß auf die Bühne!“ Und schon war sie ihm wie ein Pfeil entwichen.

(Fortsetzung folgt.)

Bekanntnis zum schweizerischen Wesen der Dichterin Ricarda Huch

„Es fiel mir auf, wieviel selbstbewußter und sicherer im Auftreten die einfache Bevölkerung in der Schweiz war als dagegen. Sie schienen nicht durch eine Kunst von den höheren Schichten getrennt zu sein. Dies war das Ergebnis der Einfachheit und Ausgesprochenheit, nur von Kultur. Auf der anderen Seite war trotz der demokratischen Verfassung der Charakter

vieler Familien aristokratisch, das heißt, sie schienen sich der Bevölkerung bemerkt, dem ganzen Volk durch Stellung und Verhalten ein Vorbild geben, die kulturellen und politischen Ideen, die von den Vorfahren errungen waren, pflegen und mit ihrer Person und ihrem Beisitz für die Heimat sich einbringen zu sollen.“

„Es fiel mir auf, daß die Familieneigenschaft gepflegt wurde, daß viele Familien ihren Ursprung in weit zurückliegende Jahrhunderte zurückverfolgen konnten, daß man schon aus dem Namen einer jeden schließen konnte, aus welcher Gegend sie stammte. In Deutschland hatten fast nur die altadligen oder alte reichshäufige Familien einen Stammbaum; in allgemeinen ging die Erinnerung zum Vater über die Großeltern hinaus. Oben wie die Familieneigenschaft wurde die Geschichte der Städte, der Kantone, des Landes und Volkes gepflegt, und zwar nicht nur von städtischen Gelehrten. Es gab in Zürich viele Herren, die Kaufleute oder Hofbeamten waren oder gewesen waren und sich mit Einzelersparungen in der Geschichte beschäftigten. Viele von den Neuhistorikern, die nach alter Sitte von einer Reihe von Gesellschaften herausgegeben wurden, kamen auf diese Weise zustande. Die allgemeine schweizerische Geschichte war dem ganzen Volk bekannt, die großen Ereignisse wurden mit freudiger Teilnahme von allen gefeiert. Wie anders war das bei uns. So gewaltige Ereignisse wie die Zerstörung am Ende des 17. Jahrhunderts waren den meisten Deutschen kaum bekannt, nicht einmal die Befreiungskriege konnten für alle Deutschen eine glor-

leber gerufen, suchte in die Hinterhöfe des Infel-
piti als

Das führte Sophie von Burkenberger auf diesen
dauernhaften Weg der dienenden Liebe?

Die Gnade Gottes erfüllte ihr Herz mit seliger
Freude und trug sie in lieblicher Stille. Das Wohl-
wollen war die Quelle, aus der sie schöpfte. Sie las
und erhellte es auch ihren Kranken. Im Gebet
erfüllte sie Kraft zum Durchhalten in den un-
möglichen Schwierigkeiten der ersten Jahre und un-
widerbare Hilfe in besonderen Nöten.

Im Jahr 1856 verheiratete sich Sophie mit Fried-
rich Dänflinger, einem warmen Freund ihres Werkes.
Wahrscheinlich ein unglückliches Paar! Dänflinger war zwölf
Jahre jünger, Sohn eines Logenherren und Re-
solutionsbüchlers im "Auribot", selbst Logenherren von Be-
ruf, aber mit einer guten Bildung ausgestattet. Er
hatte während seiner Wanderjahre in Deutschland und
England die eine ständige Besessenen und
war inwieweit zu einem mässigen Bekanntheit seines
Glaubens herangereift. Gemeinsam mit seiner Frau
tun sie in dem Diakonissenhaus vor. Er war ein
gelehrter und origineller Hausvater. Mit seiner prak-
tischen Begabung und Erfahrung ergänzte er prä-
chtig seine bedeutende, hochschöne Frau.

Das Werk wuchs langsam in die Länge und in die
Weite. Es hatte jetzt seinen Sitz in größeren, hellen,
aber immer noch gemieteten Räumen an der Nide-
laube. Später fand es dann eine bleibende Stätte
auf dem Blumenberg und an der Altenberggasse
bis an die Aare hinunter; das Mutterhaus der Schwe-
stern, die Diakonissenanstalt Salzen, die Säuer-
für die Krankenpflege der jungen Schwestern,
die Altersheim, Wirtschaftsbetriebe und Sozialer-
einstellungen. Doch auch nach außen hin wuchs das
Werk bis über die Landesgrenze nach Frankreich und
in größerem Maße nach Deutschland hinüber.

Nach Frau Dänflinger von Burkenbergers Heim-
gang im Jahr 1878 trat Jenni Schenkel aus Bas-
el, zweite Gattin Dänflingers, an ihre Stelle als Dia-
konissenmutter. Sie war die Tochter des bedeutenden
Rechtsgelehrten Professor Johannes Schell. Als im
Jahre 1900 Friedrich Dänflinger die Augen schloß,
führte sie das Diakonissenhaus, unterstützt vom Komitee,
weiter. Sie verband eine gute Wirtschaftlichkeit
und viel Menschkenntnis mit einem ausgeprägten
Talent zum Regieren.

Sie war eine originelle und unpopuläre Persönlich-
keit, die unter den Schwestern, aber auch bei Behör-
den, Kommissionen und Anstaltsleitungen ihren Willen
durchzusetzen verstand. Sie war Sommer und
Winter weis gekleidet, und wohnt sie 3. Miethen im
tiefen Winter ihren Stationen im Schlitten nachhau-
te und bei einem Kommissionsmitglied zu einer Be-
sprechung und einer Tasse Tee landete, so hinterließ
sie bei der ganzen Familie einen weichen Nach-
druck, einen unüberwindlichen Eindruck.

Nach ihrem Tode — 1918 — setzten sich jüngerer
Mängel und Schäden im Werke, die es in seinen
Grundfesten zu erschüttern drohten. Alles war an
Absterben, und das Neue konnte nicht recht zum
Durchbruch kommen.

In diesem Zeitpunkt stellte sich dem Werk ein
Mann zur Verfügung, der mit einem seltenen Ver-
ständnis die Notwendigkeit umfassender Neuerungen
im Diakonissenwesen erkannte, und damit ein hervor-
ragendes Organisations-talent mitbrachte.

Herr Dr. Adolf Frey von Wattenwyl über-
nahm 1916 die Leitung der „Dänflinger Schwestern“.
Die Statuten wurden geändert, eine Direktion und

ein Direktionsausschuss eingefügt und der Vorsteher,
heute Rektor genannt, mit der Leitung betraut.
Herr Frey hat außer dem materiellen Ausbau
des Diakonissenhauses große Verdienste, was be-
sonders auf dem Gebiet der Schwestern-Ausbildung.
Was die Arbeit der Diakonissen in den ersten Jahr-
zehnten ihres Wirkens in erster Linie auf dem
Gebiet des Waisen-Kindes, des religiösen Dien-
stens am kranken Mitmenschen aus Liebe angeht,
so sollte dabei sehr oft eine genügende pflegerische
Ausbildung, nach dem Waisens-„Wort“ ein Wort
sein, dem gibt er den „Schlüssel“. Herr Frey sah sehr
früh ein, daß das Weiterbestehen der Diakonissen-
häuser überhaupt davon abhängen würde, daß ihren
Schwestern eine ebenso gute Ausbildung gegeben
wurde, wie sie die freien Pflegerinnen-schulen überall
vermittelte, und wie sie die vor allem auch die Entwid-
lung der ärztlichen Wissenschaft dringend erforderte.
Er sah vor allem keinen Widerspruch in der An-
nahme eines solchen und vielseitigen Willens durch
die Schwestern und der religiösen Grundhaltung,
die die conditio sine qua non jedes Diakonissen-
hauses bilden muß. So glied er den theoretischen
Unterricht dem der anderen Ausbildungsstellen an
und erreichte dadurch in den fast 30 Jahren seines
regenerativen Wirkens, daß seine Schwesternschaft im
ganzen Land und weit über die Landesgrenzen hin-
aus einen ausgezeichneten Ruf erworben hat, den sie
heute im Absehen von Frau Dänflinger in pflegerischer
Beziehung nicht mehr voll genöß.

Daß bei einer solchen Ausbildung auch die Nach-
frage nach Schwestern wuchs, beweist die Ausdehnung
der heutigen Aufgaben. Nach Abtrennung des deut-
schen Zweiges arbeiten heute 850 Diakonissen in 31
eigenen Betrieben und Anstalten, in 37 Spitälern,
35 Gemeindefestungen, in Privatpflegen, im Dienst an
Alten, Jungenschen und Kindern, an alkoholkranken
und gefangenen Frauen und auf zwei Missionsstatio-
nen im Orient. Schwesternmangel und das Problem
des Nachwuchses auch hier.

Wie weitgehend und psychologisch richtig Herr Frey
organisierte und dem Werk immer die frucht-
barsten Kräfte und Mitarbeiter zuzuführen verstand,
beweist der Umstand, daß er konsequent den Stand-
punkt vertrat, daß die Schwestern auch in der Lei-
tung des Werkes teilnehmend zu Worte kommen
müssen und einen Teil der Verantwortung mitzu-
tragen hätten. Es gehören heute neben der Oberin
vier weitere Diakonissen der Direktion an, ein
Kommissar, der von ähnlichen Anstellungen nicht im-
mer erreicht wird und der sicher viel zur Verbur-
denheit der großen Diakonissenfamilie beiträgt.

Das bekannteste Eigenkapital des Diakonissen-
hauses ist das 1888 eingeweihte und 1928 zu einer vor-
bildlichen Privatankunft umgebaute Salem-Spi-
täl, wo ausgezeichnete Kräfte wirken und Patienten
aller Welt Heilung finden.

Herr Frey hat an der Jubiläumssfeier sein Amt
nach fast 30jähriger Treue und gesamer Arbeit
in die Hände von Herr Richard Baum-
lin abgeliefert. Möge es diesem vergünstigt sein, im gleichen
Sinn und mit dem gleichen Erfolg ein Werk der Liebe
und der christlichen Hilfsbereitschaft weiterzuführen,
das vor 100 Jahren ein junges Mädchen mit ein
paar warmen Betten und einem unerwählter-
lichen Glauben in die Wirklichkeit und Notwendig-
keit seines Tuns ins Leben gerufen hat und das
heute unter guter Pflege zu einem starken Baum an-
gewachsen ist, der seinen Segen streut über das ganze
Land.



Alle Küchengeräte nur von
SCHWABENLAND & CO. AG.
Nuscherstr. 44 Zürich 1

Heinrich Barth
ordentl. Professor an der Universität Basel
„Grundlagen der Gemeinschaft“
Fragen und Antworten eines
Schweisers

„Die Fragen sind der gegenwärtigen Zeit gewidmet,
für deren Probleme der Haster Ordinarius für Philo-
sophie in klarer Form Rat weiß und entscheidend
16sunen sozialer, wirtschaftlicher und kultureller
Art der Schweiz sinnvoll deutet. Mögen viele sie
dem sicheren und besorgten Führer anvertrauen
(Basel)andschaftliche Zeitung, Liebst“

Zu beziehen beim Verlag: Buchdruckerei Winterli,
AG, W nenthur, sowie bei den Buchhandlung-
zu Fr. 1.75 plus WUST.

hier abtrennen

ich bestelle

Exemplare Heinrich Barth: „Grundlagen
der Gemeinschaft“ à Fr. 1.75 plus WUST


Name

Adresse



Der heimelige
Teerraum
Marktstrasse 18
Bipefistube
W. BERTSCH, SOHN
ZÜRICH

Ihre Buchhaltung
einrichten ordnen nachfragen abschliessen
durch **Marg Gloor** Rötistrasse 2
Zürich 7 Tel. 29313



SCHAFFHAUSER WOLLE

Metzgerei Charcuterie
J. Leutert
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 34770

Spezialitäten in Fleisch-
und Wurstkonserven

Filiale Bahnhofplatz 7

Die Zierde Ihrer Küche:
der elektrische Herd!



Seine Kochplatten sind auf 4
Heizstufen genau regulierbar.
Sein Backofen hat Ober-
und Unterhitze und läßt Ihnen dank
seiner feinen Regulierbarkeit
kein Backgut verderben.

Die Anschaffung elektrischer
Herd wird vom EWZ subvention-
iert. Besuchen Sie uns bitte
— wir beraten Sie gerne.

Baumann, Koelliker
Co. A.G., Sihlstr. 37, Zürich Telephon 33733

Billige
**Ferlen-
Kleider**
in diversen
Ausführungen



MÖLLER
ZÜRICH
Sommerau

Große Auswahl
Damen-Strümpfe
Rayonne una Seiae
der Fanny Meyer, MERCERIE
Poststrasse 8, Zürich 1



Werbeständige
Möbel

MIT SCHÖNEN STOFFEN, TEPFICHEN
UND VORHÄNGEN GEBEN IHRER WOH-
NUNG EINE PERSÖNLICHE NOTE. BE-
SICHTIGEN SIE UNSERE AUSSTELLUNG

MEER
FELIER FÜR MÖBEL + INNENAUSBAU
MEER + CO. AG. BERN

HAUSHALTUNGSSCHULE ZÜRICH
Sektion Zürich des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins

**Koch- und
Haushaltungskurse**

a. Jahreskurs für Interne und Externe.
(Hauswirtschaftskurs I, Teil) Beginn Mitte Okt. 1944.
b. Halbjahreskurs für Interne und Externe.
Beginn Mitte Oktober 1944 und Mitte April 1945

Prospekte: Auskünfte täglich 10-12 und 14-17 Uhr
durch das Büro der Haushaltungsschule, Zeitweg 21 a
(Telephon 6776)

Berücksichtigen Sie
bei den Einkäufen
die Inserenten
dieses Blattes

Brillen



gut & preiswert bei
**OPTIKER
Berling
ZÜRICH I**
LIMMATQUAI 134
b.d. BAHNHOFBRÜCKE

**Wäsche
nach Gewicht**

das einfachste für die Hausfrau
Schonendste Behandlung
bei billigster Berechnung
Tadellose Ausführung Ihrer
Wäsche

**Walchenthal M. Trottmann
Wintthur**
Wiesenstr. 3, Tel. 21652,
Ablage Badgasse 21642.

Sprachferien-Austausch der Pro Juventute

„Ja, mein Vater kommt im Frühling aus der
Schule“, sagt Frau Schmid zu Frau Huber, während
sie beim Vater warten müssen. „Mein Mann will
ich nun gleich in die Austauschferien einreisen
lassen, aber mich dünkt, ein bisschen Ferien würden
dem Bub doch auch noch sehr gut tun. Wir hätten ihn
ja gerne für ein paar Wochen ins Welsche geschickt,
aber bei diesen Zeiten...“ Sie weicht ein wenig und
klaubt ihre Märlein auf den Lebendlichen. „So so, der
Vater ist also auch schon so weit“, antwortet Frau
Huber, „wie doch die Zeit vergeht. Mir ist, als sei
unser Damm erst leghin aus Lauanne heimgekom-
men, dabei sind's zwei Jahre her. Wir müßten ja auch
rechnen bei uns zu Hause, aber dieser Aufsehtfall
hat dem Damm so gut getan, daß wir Beist nicht

der Schule auch hindrücken werden, mit der Pro Ju-
ventute Austauschferien kommt die ganze Beistige
gar nicht so teuer.“ „Pro Juventute natürlich“, ruff
Frau Schmid und wack ihren Brustwunder ein, „ich
glaube sogar, leghin einmal etwas von einem Sprach-
ferien-Austausch gelesen zu haben — aber man hat
ja so viel im Kopf, daß ich das ganz vergessen habe.
Leben Sie wohl, Frau Huber, ich werde heute
glaub doch noch einmal mit meinem Mann reden.“
Das hat Frau Schmid — mit dem Erfolg, daß sie sich
anderntags bei der Pro Juventute genau infor-
mieren läßt und Folgendes erfährt:

„Schweizer Jugendferien“
Das neue eidgenössische Berufsausbildungs-
gesetz gibt jedem schulenlajenen jungen Schwei-
zer den Anspruch auf mindestens sechs aufeinander-
folgende Ferientage pro Jahr. In verschiede-
nen Kantonen und einzelnen Betrieben werden
den Lehrlingen zwei Wochen Erholung gewährt,
was sich wiederum in erhöhter Arbeitsfreude und
Arbeitsleistung auswirkt. Um diese Ferien mög-
lichst sinnvoll zu gestalten und auch Unkosten-

man nur entweder Beifall klatschen zu dem, was die
jeweiligen Regierungen anordnen, oder schweigend
und verärgert, von allen verlegt beiseite stehen;
die Schweizer konnten mitwirken und gegenwirken
nach der eigenen Ueberzeugung. In der Anmohdäre,
die dadurch entstand, war mit leicht zu ahnen. Ich
sagte mich hier mit auf einem hohen Berge, von
reiner Luft als im Tale umhüllt...
Ich fühlte mich in Zürich so zu Hause, die ich fürte,
den ich hochdeutsch gesprochenen Worte, die ich fürte,
wenn ich vorübergehend nach Deutschland reife, mich
fremd und peinlich berührten: die Sprache war die
Gefühler kamen mir flüchtig, verflüchteter vor
als in der Schweiz. Ich behauerte, daß nicht auch in
Deutschland überall die Mundart und die volkstüm-
liche Sonderart gepflegt worden war, und ich sprach
das der Zentralisation zu. Meine Vorliebe für das
Mannigfaltige und Abwechslung gegen das Uniforme
war wohl, zunächst eine, allseitige, wie ich denn
glaube, daß ich nach Rückkehr damals eher eine
allseitige als eine etwische Weltanschauung hatte.
Ich hatte einen leidenschaftlichen Hang für das
Schöne. Aber im tiefsten Urgrund ist doch wohl das
Schöne eins mit dem Wahren und Guten. Jedenfalls
kann man, glaube ich, behaupten, daß das Mannig-
faltige im politisch-sozialen Leben nicht nur sich
schönere, sondern auch besser auswirkt. Strebt doch
die Natur überall zum Mannigfaltigen, und man
verkennt ihren Reichtum, indem man zentralisiert.

Ausgangsreihe aus Richard Dusch, „Frühling
in der Schweiz, Jugenderinnerungen“, Atlantis-
Verlag, Zürich.



20 Personen aus lang Dienst am Gast!
BAHNHOF-BUFFER ZÜRICH
Konditorei für die Bahnhöfe und umliegende Gegend
Inhaber: Hans Ben

reide Erinnerung sein. Jedes Land feierte mög-
lichst nur seine Dynasten vom dynastischen Stand-
punkt aus. War das nicht einst anders gewesen?
Mehr und mehr bildete sich in die Ansicht
aus, daß die Schweiz sich in der Bahn weiterent-
wickelt habe, die im mittelalterlichen Deutschen Reich
eingeschlagen gewesen wäre, von der zuerst die Re-
formation, hauptsächlich aber der Absolutismus
Deutschland ablenken hätte. Hier in der Schweiz
sahen wir das wahre, das unentfesselte Deutschland
zu sein, denn ich mich angestrichelt fühlte, hier wurden
noch die beiden großen Tendenzen des mittelalter-
lichen Reiches, die universalere und die föderalistische
Idee, hochgehalten und verwirklicht. Auch die eigen-
tümliche Mischung von demokratischen und aristo-
kratischen Elementen, wie sie in den Städten des
Mittelalters sich ausgebildet hatten, war hier erhal-
ten geblieben. Ich hatte, obwohl meine Kindheit in
die Zeit des Krieges von 1870 und der Reichgrün-
dung fiel, niemals die Schwärmererei für das neue
Reich teilen können, die so allgemein war. Nicht ein-
mal für Bismarck und den alten Kaiser konnte ich
mich begeistern, und die Aufkündigung an das Mittel-
alter, die amnestiert wurde, indem man Wil-
helm I. als Radfahrer der großen Sachsenkaiser
oder der Hohenstauffen hinstellte, fand ich verfehlt.
Das neue Reich war, fand ich, etwas von Grund
aus anderes, es schloß sich nicht an das Mittelalter,
sondern an den Absolutismus. Den habe ich, ich
war Republikaner, ohne je, fowelt mir bemußt ist,
in dieser Richtung beeinflusst worden zu sein, es
war mir angeboren. Im damaligen Deutschland konnte

MAISON *Carth*
BEQUEMERE DAMENBEKLEIDUNG
 ELEGANTE BLUSEN
 FRAU E. C. STUKER, ZÜRICH 1, BLEICHERWEG 8
 TELEFON 732221

ten die Möglichkeit zu einem Klimawechsel und einem Ferienaufenthalt zu gewinnen, hat die Pro Juventute die „Schweizer Jugendferien“ geschaffen:

Lehrjahre und Lehrtätigkeiten sollen durch Luftveränderung, einfache, gesunde Kost und frohes Spiel mit gleichaltrigen Kameraden neue Erlebnisse, körperliche Erholung und festliche Stimmung finden. Mittelschülern und Studenten wird geholfen, ihre Ferientage gleichzeitig für die berufliche Ausbildung auszuwerten durch Aufenthalte in anderen Sprachgebieten der Schweiz, und später wieder im Auslande. Jungen Auslandschweizern werden Ferien in der Schweiz ermöglicht, um ihnen in den Wandergruppen Kenntnis und Liebe zum Heimatland aus eigenem Erleben zu vermitteln.

Wahlen Sie das?

Eine noch viel zu wenig bekannte Unterabteilung der Schweizer Jugendferien ist der Sprachferien-Austausch der Pro Juventute. Man hat sich ja schon genug über unser „francais fédéral“ lustig gemacht, und wirklich ist es unverständlich, daß wir Ditschweizer im Durchschnitt noch so ein miserables Französisch sprechen, wo wir nur ein paar Eisenbahnstunden von der deutschen Schweiz entfernt sind. Mit dem Italienischen steht es noch schlimmer, und umgekehrt befindet sich der Genfer oder Neuenburger im Allgemeinen mit der deutschen Sprache auf ziemlich gespanntem Fuße.

Die Pro Juventute geht nun von dem Gedanken aus, daß wohl bei vielen jungen Menschen die Freude und der Wunsch nach einem Ferienaufenthalt in einer anderssprachigen Gegend durchaus vorhanden wären, daß aber die wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnisse eine solche Ausgabe nicht gestatten. Sie hat sich die verbindliche und gegenseitige Aufgabe gestellt, in ihrem Jugendferienbüro den Austausch von Jugendlichen aus den verschiedensten Bundesstaaten zu fördern und zu organisieren. Auf diese Weise betrifft der Vater aus Frauenfeld für einen Monat ins Welsche, und dafür zahlt der Jean-Louis aus Neuenburg in seinem Elternhaus ein. Wenn genügend Platz vorhanden ist, können die Ferien auch zu zweit organisiert werden, das heißt, Peter bringt mit Jean-Louis

erst zwei Wochen in Neuenburg und zehrt ihm nachher bierzehn Tage lang die Schönheiten seiner eigenen Vaterstadt. Nicht selten entwickeln sich aus einem solchen Austausch Freundschaften, die zum beglückenden Erlebnis werden können und die Verbundenheit unserer Jugend untereinander verstärken.

Nur ein paar Einzelheiten.

zur allgemeinen Orientierung. Ausfüßliche Prospekte und Anmeldeformulare können jederzeit auf der Zentralstelle (Stämpfenbachstraße 12) bezogen werden:

Die Zentralstelle macht für die angemeldeten jungen Leute Familien ausfindig, bei denen sie im Austausch „au pair“ ihre Ferien oder einen länger dauernden Sprachaufenthalt verbringen können. Der Austausch kann sowohl zwischen den verschiedenen Sprachgebieten der Schweiz, als auch in normalen Zeiten wieder, mit dem Ausland stattfinden. Die Zentralstelle prüft die eingegangenen Meldungen, holt die Referenzen ein und tauscht die am besten passenden Partner gegenseitig aus. Natürlich wird bei der Auswahl weitgehende Rücksicht auf die soziale und religiöse Stellung genommen, ebenso müssen der Anmeldung eine Photographie und ein ärztliches Zeugnis beigelegt werden, um jede Möglichkeit einer Gesundheitsgefährdung des fremden Kindes wie der fremden Familie zu vermeiden. Ueber die Dauer und den Zeitpunkt des jeweiligen Austauschens — ob er gleichzeitig oder nacheinander stattfinden wird — haben sich die betreffenden Familien selbst zu einigen.

Jede Familie, die einen Austauschpartner anmeldet, verpflichtet sich, ihrem Partner ein angemessenes Zimmer zur Verfügung zu stellen, außerdem für seine Gesundheit zu sorgen und seine Arbeit zu übernehmen. Sie soll dazu lesen, daß er sich nicht langweilt — kurz, ihn wie das eigene Kind behandeln. Dafür muß der junge Gast sich den Gebräuchen seiner Gastgeber anpassen und ihnen mit der selben Achtung wie seinen eigenen Eltern begegnen.

Bei einem Unfallfall oder Erkrankung gehen die Kosten für ärztliche Behandlung zu Lasten der Eltern des Jugendlichen. Die Gastgeber sind verpflichtet, in diesem Falle die Eltern sofort zu benachrichtigen. Für körperliche oder wirtschaftliche Schäden der Ausgetauschten oder ihrer Familien kann die Zentralstelle keine Verantwortung übernehmen.

Frau Schmid ist von den Ideen begeistert: An Ausgaben entstehen auf diese Weise nur die Reiseflohen, das Taschengeld, sowie eine kleine Einzahlung- und Sperrmittelfähigkeit. Ihr Peter wird an einen sprachlich ausgemittelten, fröhlichen Jungen geschickt können und seine Sprachkenntnisse erweitern. Und sie selber wird dann auch nicht allein zu Hause sitzen müssen (wirklich, davor fürchtete sie sich auch ein bißchen!), sondern da wird ein munteres welsches Mädchen in Peters Zimmer wohnen, seine Bücher lesen und mit seinen Freunden plaudern und Ausflüge machen — vielleicht wird er sogar den Rechtswörterbuch jenseits auf die Straße hinstrecken.

so wie Peter das der welschen Mutter befragen wird... Ihre Begeisterung und Ueberezeugungskraft sind sehr wirksam: Vater Schmid legt seine Pfeife beiseite, und dem eintretenden Sohn wird die große Antwort verlobt: Bevor er seine Buchbinderlehre antritt, darf er durch den Sprachferien-Austausch der Pro Juventute einen Monat im Welschland verbringen.

Drei Mittel der ethischen Sprachherziehung

Die Harz Vorkellung

Wie ungeheuer wichtig es für die Erziehung zur sprachlichen Ausdrucksfähigkeit ist, dem Kinde nicht unverständliche Worte, sondern auch eine Vorkellung von deren Inhalt und Bedeutung zu geben, hat Pestalozzi im „Schönemannsplan“ noch einmal eindringlich betont: „So wie man beginnt, dem Kinde leere Wörter, als wären sie Sachkenntnisse, in den Mund zu legen und seinem Gedächtnisse einzuprägen, von denen es wieder durch die Gefühle seiner inneren Natur noch durch die Sinnesindrücke seines äußeren Lebens ein Realfundament ihrer wirklichen Bedeutung in sich selbst trägt, so geht man offenbar in der Ausbildung seiner Sprachkraft vom Grundfah, „Das Leben bildet“, ab, und indem man dieses tut, legt man ins Kind den Grundstein aller Verkehrtheit und aller Unnatur im Gebrauche der göttlichen Gabe der Sprachkraft.“

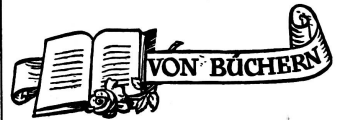
Der kindliche Stil

Wenn die Aufsätze und Briefentwürfe, die die Kinder als Hausaufgabe geschrieben haben, langweilen, sind in der Regel die Eltern die Schuldigen, die den Kindern statt geholfen, einfach fertigerige Sätze in die Feder diktiert haben: „Sei du munter und gesund? Uns geht es gut. Wir haben eine gute Ernte unter Dach gebracht. Wir können zufrieden sein mit diesem Jahr“, usw. Zwar hat es das Kind leichter, wenn es die Schreibweise der Erwachsenen nachahmen darf, aber so lernt es nicht schreiben. Seine sprachliche Ausdrucksfähigkeit entwickelt sich nur, wenn es das zu schreiben versucht, was es sagen möchte, und nicht das, was Mutter und Lehrer es zu schreiben beauftragen. Der selbständige Stil gelinzt ein wenig schon dem Zweitkläfner, der seiner Mutter aus den Ferien schreibt: „Ich habe Heimloch, kommt Du am Dienstag zu mir? Kommt Du? Was macht Kästli? Beißt ihm besser, sag einmal? Was macht Annemarie, jag? Und Suji und Simon und Schaanelli, jag? Für ein Kind gibt es nur den kindlichen Stil.“

Kampf der Unwahrscheinlichkeit

Ein Schulkind, dessen Wohnhaus an einer Straße steht und nirgends an einen Blumengarten grenzt, schrieb unter dem Einfluß eines sentimental, apfthelfernden Aufsatzunterrichts: „Im dichten Grün der Obstbäume steht mein liebes Vaterhaus, das von einem schönen, mit Blumen geschmückten Garten umrahmt ist.“ Wehnliche Beschreibungen gegen eine wahrheitsgetreue Darstellung sind in jenen Schulen an der Tagesordnung, die dem Scheinbild der Sprachfächer huldigen. Den Auffahrtstisch sollten wir bloßstellen, wo immer er auftritt.

den geschmückten Garten umrahmt ist.“ Wehnliche Beschreibungen gegen eine wahrheitsgetreue Darstellung sind in jenen Schulen an der Tagesordnung, die dem Scheinbild der Sprachfächer huldigen. Den Auffahrtstisch sollten wir bloßstellen, wo immer er auftritt.



Wesen und Würde der Mundart. Von Georg Thürer. Schweizer Spiegel Verlag, Zürich.

Seit etwa zehn Jahren waltet in unserm Volke die Ansprache über unser Schweizerdeutsch. Seitiger Gier auf der einen und großartigem Mitleiden auf der andern Seite ließen das für und Wider oft lange nicht in ein sachliches Gespräch kommen. Der Krieg brachte uns nun auch in dieser Gemütsfrage unserer Kultur zur Befinnung. Das sprachliche Räuberlein faßt die Gemütsorgeln und Erfahrungen in lebendiger Weise auf. Die Freude am überzeugenden Beispiel leuchtet uns auf jeder Seite entgegen, ob es sich nun um ein trübes Landsgemeindeort oder um ein schönes Liebesgedicht von Meinrad Lienert oder Jakob Burckhardt handelt.

Wahrhaft kostbar wirkt die Einsicht, daß bei einer laubren Grenzberührung beide Teile gewinnen, die „von laubren Meilern erprobte und gestimmte Hochsprache“ und das Schweizerdeutsch, das uns einigermassen „das Geheimnis der Heimat hütet und offenbart“. Was merkwürdiger Gier zu den hebräerischen Deutsch hat Georg Thürer hier sein Sprachkenntnis abgelegt.

Redaktion

Dr. Fritz Meyer, Zürich 1, Theaterstraße 8, Telefon 460 80, (abwiegend 20. 7.—11. 8.).
 Vertretung: Frau E. Schuler - v. Gommans, Winterthur, St. Georgenstraße 68, Telefon 2 68 69.

Verlag

Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin: Dr. med. h. c. Elise Kälin-Spiller, Rüschberg, (Zürich).

VIM
 putzt alles schonend
 auch stark beschmutzte Hände!
 Preis: 55 Cts. inkl. Wust und mindestens 5% Rabatt.
 (Vorrang-Vergleichspreis: 52 Cts.)

Verkaufs-Läden

Freitag, 28. Juli 1944

Aarau, Aarburg, Altstätten, Appenzell, Baden, Basel, Bellinzona, Bern, Biel, Binningen, Brugg, Buchs, Burgdorf, Chur, Delémont, Dietikon, Frauenfeld, Fribourg, Glarus, Herisau, Horgen, Kreuzlingen, La Chaux-de-Fonds, Langenthal,



«Die Zeitung in der Zeitung»

Das würde ihnen so passen!

Die „Schweiz. Spezialehändler-Zeitung“ gilt seit wieder einmal gegen den verhaltenen Migroswagen. Pneuromanagement — Benzinnangel — welche langerehnte Gelegenheit, um den fahrenden Konkurrenten um die Ecke zu bringen!

Ein erster Artikel vom 23. Juni fand in unserer Genossenschaftszeitung „Wir Brückenbauer“ am 30. Juni die gebührende Antwort. Nun regt sich das Organ des Spezialehändlerverbandes zum zweitenmal (14. Juli), um nochmals seine kläglichen Argumente an den Mann zu bringen: Wohl verbringt der Migroswagen nicht nur ein Verkaufsbüro, sondern vor allem eine Transportleistung, aber „es ist noch niemand verhungert, weil es einmal keine Migroswagen gab, und es würde niemand etwas mangeln, wenn sie ihren Tausenden von Genossen des Autogeschlechtes auf das Stöckli folgen müßten“. Die Transportleistung würde dann „ganz einfach“ von Bahnen und Pferdefuhrwerken übernommen.

Wir fragen Sie, verehrter schweizerischer Spezialehändler, an: Wieviels von den Uesego-Läden und auch von den übrigen Spezialehändlern auf dem Lande werden denn ohne Mithilfe der X. Uesego-Lieferungsautomobile, ganz zu schweigen von den unzähligen Autos der Fabriken, der Grossisten und des VSK, beliefert? Tut es Ihnen denn nicht in der Seele weh, zu sehen, wieviel kostbarer Gummi auf Ihren eigenen regelmäßigen Autorouten „verschleudert“ wird?

Der patriotische Seelenschmerz der „Schweiz. Spezialehändlerzeitung“ fängt offenbar erst dort an, wo es sich um die Pneu der Migros handelt — die diese, im Gegensatz zu andern Leuten, rechtzeitig so reichlich angeschafft hat, daß sie davon sogar noch an andere hat abgeben können! — und nicht um sozusagen sympathische Pneu der Uesego-Lieferanten... „Bahn, Rod und Mann“ als Ersatz sind gerade gut genug, der Migros zur ausschließlichen Benutzung empfohlen zu werden. Anerkennungswürdig haben sich die Behörden von den scheinheiligen Ermahnungen nicht verleiten lassen, den Migroswagen Ausnahmestimmungen zu unterwerfen. Sie wissen, daß wir nicht nur weit über den Durchschnitt an Pneu vorräte vorgesorgt haben, sondern uns auch willig und zum Teil über das andern angelegte Maß hinaus den kriegswirtschaftlichen Fahrplanbeschränkungen unterworfen haben. Dies, obgleich gerade um die Reduktion von Halte-

stellen und Routen besonders hart treffen mußte, weil eben der Migros-Wagen gleichzeitig Transport- und Verkaufs-Instrument ist.

Dabei ist eines besonders bemerkenswert: Als der erste Vorstoß gegen die Migros-Wagen kam, in Form einer „wohneinenden „privaten“ Anordnung an das Kriegs-Industrie- und Arbeits-Amt, da hat man wenigstens noch die Vorsicht besessen, die Einstellung der Migros-Wagen nur an jenen Orten zu verlangen, wo ein Migros-Laden vorhanden sei. Heute heime man sich schon viel ungenierter. Die Migros-Wagen sollen überall weg, auch da, wo kein Migros-Laden ist; die Kunden der Migros sollen dann halt in die Spezialehändler pilgern, wo sie entsprechend freundlich empfangen werden dürfen. Für die entstehenden Preisdifferenzen können sie sich dann bei der „Schweiz. Spezialehändler-Zeitung“ brieflich bedanken.

Der Konsument ist aber kein Herdentierchen, das man nach Belieben in diesen oder jenem Pferch sperrt —

das sei Ihnen nochmals in Erinnerung gerufen, verehrte „Spezialehändler-Zeitung“. Sie haben ihn aus dem Busch geklopft mit den unvorsichtigen Worten, von „niemand, der ohne Migros-Wagen verhungert“. Er wird sich zu wehren wissen gegen Machinationen, die letzten Endes auf Verteuerung seiner Lebensmittel hinauslaufen. Der Schweizer hat es nicht besonders gern, einem Zwang unterstellt zu werden — auch nicht dem Kaufzwang im Spezialehändler.

Anti-Migros-Propaganda auf dem Lande

In einer Reihe von Landzeitungen erscheint ein anonymier Artikel (Korr. usw.), in dem behauptet wird, die Migros verkaufe Christen zu 60 Rp. Das wäre ja zu schön für die Hausfrau! Tatsächlich verkaufen wir in Zürich das Kilo zu 80 Rp. — zahlen aber den Produzenten den rechten Preis —, nicht zuletzt, um zu verhindern, daß die Kirchen ins Brennfaß wandern, sondern die Hausfrau davon profitieren.

Der Zweck der falschen Preisangabe im genannten Artikel ist aber durchsichtig. Man will vor allem die Migros den Bauern einmal mehr als Preisdrücker vorstellen.

Und gegen das protestieren wir!

Tatsache ist, daß wir in einer Woche 300 000 kg Kirschen placierten, davon einen wesentlichen Teil bei unserer eigenen Fabrik, der Produktion AG, Meilen, die 125 000 kg Kirschen zu den offiziellen Preisen abgenommen hat, um den Markt zu entlasten. Heute könnte man die „gerupften“ sogenannten Konservenkirschen erster Qualität von Händlern zu 50 und 60 Rp. kaufen anstatt bis zu 80 Rp., wie wir bezahlten. Die Differenz macht nicht weniger als 20 000 bis 25 000 Fr. aus, die wir den Bauern mehr bezahlen.



Der Ausweg aus dem Zuckermangel

Rübenzucker ist knapp; das empfinden die Hausfrauen ganz besonders jetzt, wo sie vom Früchtesegen einen größeren Vorrat für später anlegen möchten. Mit Birnen-Dicksaft können Sie den Zucker strücken. Dieses neue Produkt eignet sich als Ersatzmittel wie auch zum Süßen von Speisen, Kompott, Konfitüre, Bircher-Muesli, Gebäck usw.

Birnen-Dicksaft, eiswürter
 Dose zu 1 kg netto, inkl. Wust . . . 3.60
 Dose zu 665 g netto, inkl. Wust . . . 2.50

Die ganze Familie liebt den guten **MIGROS** Kaffee

Bonarom Paket 150 g -85
Campos Paket 160 g -70
Columban Paket 150 g -80
Exquisito Paket 150 g -90
Zaun, koffeinfrei Paket 150 g -85

Hiesiges Obst und Gemüse
 Täglich große Anfunfen zu günstigen Preisen

Ein Qualitätsprodukt aus erstklassiger, reiner Seife und deshalb für das Waschen und die Pilege aller Textilien mild und schonend.



«Weiße Wolken», die hochprozentige, leichtlösliche Reinseife in Pulverform. Für alle Wasche, auch Feingewebe aus Seide und Wolle. Einfallgewicht 280 bis 290 g, 200 Einheiten
 Nettopreis, inkl. Wust **-85**

Mir müend huuse...!
 Drum göm mer zur **MIGROS**